

## „Unsere Besessenheit von der Zukunft...“ Karl Löwith

*November 1996*

Zu reden ist über Karl Löwith, geboren 1897 in München, groß geworden in einem protestantischen Elternhaus.

Im 1. Weltkrieg als Frontsoldat verwundet, Studium bei Husserl und Heidegger, 1929 Dozent in Marburg.

1933 wird Löwith im Rahmen der „Säuberungen“ der Universitäten bedeutet, er sei Jude, kein Deutscher.

Sein Lehrer, Heidegger, bricht zu Löwith, dem einzigen, der sich bei ihm habilitierte, den Kontakt ab.

Der Annahme eines Stipendiums in Rom folgt eine Odyssee, die erst 1952 mit der Rückkehr nach Deutschland endet.

Die Zwischenstationen: Japan und USA.

In den USA verhelfen Tillich und Niebuhr Karl Löwith zu einer Lehrtätigkeit an einem protestantischen Seminar.

Hier wird der religiös eher Indifferente mit einem sozial und moralisch zwar sehr wirksamen Christentum konfrontiert, zugleich aber mit einem Glauben, der – wie er schreibt – dem Fortschrittsglauben des 18. und 19. Jahrhunderts ähnlicher war als dem neuen Testament.

In Japan hatte ihn zuvor die Begegnung mit dem „shintoistischen Heidentum“ geprägt und er schrieb, dass er „zum ersten



*Karl Löwith um 1952 wieder in Deutschland*

Mal auch etwas von dem religiösen Heidentum und der politischen Religion der Griechen und Römer verstanden“ habe.

Von ähnlich tiefer Bedeutung waren die Erfahrungen in dem amerikanischen theologischen Seminar. Sie veranlassen ihn, sich näher mit den Kirchenvätern zu befassen und diese Studien führen zu dem Plan, die geschichtsphilosophischen Konzeptionen von Vico bis zu Hegel und Marx auf ihre Bedingtheit durch die älteren Geschichtstheologen aufzuarbeiten. Er schreibt:

„Die leitende Idee des Fortschritts zu einem künftigen Ziel, dem die Vergangenheit als Vorbereitung dient, ließ sich zurückverfolgen auf den urbildlichen Fortschritt von einem Alten zu einem Neuen Testament... Ein indirekter Beweis für die Herkunft der Geschichtsphilosophie aus der biblischen Geschichtstheologie ist das Fehlen jeder Philosophie der Geschichte im griechischen Denken, das die Geschichte den Historikern überließ.“

Mit seiner Arbeit, die 1953 auf Deutsch als „Weltgeschichte und Heilsgeschehen“ erschien, beabsichtigte Löwith, die „Unmöglichkeit einer Philosophie der Geschichte“ nachzuweisen. Gleichmaßen wichtig war ihm nachzuweisen, dass auch das mechanische Weltbild der Physik theologischer Herkunft ist. Mit dem Unterschied, dass an die Stelle des göttlichen Weltentwurfs ein Entwurf des menschlichen Verstandes trat, der bei Kant und Laplace die Hypothese eines göttlichen Schöpfers überflüssig machte.

Wesen und Sinn der Geschichte lässt sich seiner Meinung nach weder aus theologischer Deutung einsichtig machen noch aus dem „nicht minder eschatologischen Schema der spekulativen, positivistischen und materialistischen Geschichtsphilosophie von Hegel, Comte und Marx.“

Damit wird für ihn nicht „diese oder jene Geschichtsauslegung fragwürdig, sondern der in allen Interpretationen vorausgesetzte Begriff einer geschichtlichen Welt.“

Sicherlich, so sagt er, folgt im Fortgang einer bestimmten Epoche ein Schritt auf den anderen mit einer bestimmten Art Folgerichtigkeit, „weil bestimmte Entscheidungen bestimmte Konsequenzen nach sich ziehen,“ allerdings sei „der Zufall der Umstände und die Vielfalt des Wollens und der Spielraum der Willkür ein nicht minder wesentliches Moment im Fortgang des Geschehens.“

Deshalb auch könne, so Löwith, „Hegels Absicht, den Zufall aus dem vernünftigen und innerlich notwendigen Gang der Geschichte auszuschalten“, nicht ihr Ziel erreichen. Und der Glaube, „dass die Weltgeschichte das Weltgericht ist, weil in ihr Rechte und das vernünftig Notwendige zum Austrag kommt, ist so unglaublich geworden, wie der ihm vorausgegangene Glaube an eine göttliche Fügung und Vorsehung.“

Sicherlich ist die Rigorosität mancher Löwithschen Äußerungen vornehmlich aus der Biographie zu verstehen, aber die persönliche Geschichte, die selbstgemachten Erfahrungen allein schon, erlauben diese klare Absage an die „Vernunft“ der Weltgeschichte.

Zusammengefasst: Löwith ist der Auffassung, dass unser abendländisches Verständnis von Geschichte überhaupt erst dieses uns so vertraute Verständnis von „Fortschritt“ entwickeln konnte. Und dieses Geschichtsverständnis bestimmte nicht nur das Fortschrittsdenken des weströmischen Europa, sondern auch das der kapitalistisch orientierten USA, wie auch das der sozialistisch orientierten UdSSR. Beide Systeme konnten allein auf dem Boden eines ganz bestimmten letztlich römisch-christlich bedingten Geschichtsverständnisses gedacht und entwickelt werden.

Dieser Gedanke spielte eine entscheidende Rolle im Zusammenhang mit der in den 70er und 80er Jahren heftig diskutierten These von der „Krise des Fortschritts“. Er war geradezu Dreh- und Angelpunkt der Diskussion geworden, beeinflusste die Überlegungen des „Club of Rome“ und dessen Thesen von den Grenzen des Wachstums, inspirierte die US-Philosophen Lynn White und Fraser-Darling zum Beispiel wie auch Hans Jonas und ebenso Wissenschaftler deutscher Provenienz wie z.B. Klaus Scholder, Iring Fetscher und das Autorenteam Strasser / Traube.

Es kann nicht verwundern, dass uns heute nach den langjährigen Kontroversen um Sinn und Nutzen von „Fortschritt“ und auch aufgrund der in den Vordergrund getretenen Befürchtungen bzgl. der Arbeitsmarktproblematik diese Diskussion anscheinend nicht mehr so erfasst.

Sie erfasst uns wohl auch deswegen weniger, weil im Bereich der Ökonomie viele Unternehmen ihr Handeln selbstkritischer betrachten und über Veränderungen nachdenken. Der Chemiegi-

gant Hoechst zum Beispiel gab seiner Firmenzeitschrift den Titel „change“ – „Veränderung“ – und möchte damit offenkundig dokumentieren, dass man gelernt hat und bereit zu Selbstkritik und Wandel ist.

Und die Diskussion hat weiterhin an Interesse verloren, nachdem sich der Sozialismus als säkularisierte Heilsgeschichte selbst überlebt hatte und für jeden deutlich geworden war, dass er weder ökonomischen noch menschlichen Fortschritt gebracht hatte.

Andererseits: Ist es nicht so, dass plötzlich wieder Begriffe und Zusammenhänge in die veröffentlichte Meinung gebracht werden, die an sich einer noch früheren Zeit zuzuordnen sind?

Was meint z.B. der derzeitige Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, wenn er von der „Verantwortung vor der Geschichte“ spricht?

Was könnte „Geschichte“ tun, unternehmen?

Wie könnte sie zur Verantwortung ziehen?

Für was soll der Begriff „Geschichte“ überhaupt stehen?

Es ist nicht zu übersehen, dass damit erneut geschichtsphilosophisches Denken geoffenbart wird, das lediglich mit anderen Begriffen, altbekannte Denkansätze zu transportieren sucht.

Dieses lineare, als Heilsgeschichte verstandene, Geschichtsbild, das vom Anfang der Weltschöpfung über Sündenfall, Erlösung bis zum Jüngsten Gericht und dem Weltende reicht und die ganze Menschheit umfasst, wird allem Anschein nach von westlichen Politikern als ernstzunehmende Alternative zu dem in Konkurs gegangenen Sozialistischen angeboten.

Auch deswegen bleibt Löwiths Ansatz von grundsätzlicher Bedeutung:

Es gilt die Skepsis gegenüber allen neu / alten Heilsbotschaften und Utopien zu bewahren und zu pflegen. Auch um der Menschheit die nächste Katastrophe zu ersparen.

„Geschichtliche Ereignisse als solche, so schreibt Löwith, enthalten nicht den mindesten Hinweis auf einen umfassenden letzten Sinn. Die Geschichte hat kein letztes Ergebnis. Eine Lösung ihres Problems aus ihr selbst hat es nie gegeben und wird es nie geben, denn die menschliche Geschichtserfahrung ist eine Erfahrung dauernden Scheiterns. Auch das Christentum ist als historische Religi-

on gescheitert. Die Welt ist noch dieselbe wie zu Zeiten Alarichs; nur unsere Mittel der Vergewaltigung und Zerstörung – wie auch des Wiederaufbaus – sind beträchtlich vollkommener geworden.“

Wenn nun Geschichtsphilosophie reanimiert wird, weil anscheinend Menschen und insbesondere die Politik der Unterfütterung durch abstrakte Sinnsysteme bedürfen und weil ihr Tun und Lassen eine Art höhere Sinnggebung benötigt, wird damit umso notwendiger, über Fortschrittsideologie erneut nachzudenken:

Die Versetzung des theologischen Ursprungs der Geschichtsphilosophie auf der Ebene des Vernunftprinzips brachte die Aufklärung. Die Weltgeschichte sah man als Prozess stetigen Fortschritts aus dem Dunkel der Unvernunft zum Sieg der Vernunft. Mit Hegel erreicht die idealistische Geschichtsphilosophie ihren Höhepunkt.

Für Hegel, so schreibt Löwith, ist die Geschichte der Welt „als die Verwirklichung und Verweltlichung des christlichen Geistes“ „die Rechtfertigung Gottes im Geschehen der Welt.“

Diese Sicht der Dinge hat Konsequenzen. Sie hat Konsequenzen hin bis zu unserem Umgang mit der natürlichen Umwelt, wie auch bis zu unserem Verständnis von der Aufgabe des Menschen.

Für Ernst Benz, einem der bedeutenderen evangelischen Theologen der 60er Jahre, folgende:

„Gott selbst“, so schreibt Benz in seinem Vorwort zu Haverbecks „Das Ziel der Technik“, „hat den Menschen als Mitarbeiter zur Herrschaft über die Welt berufen durch den Auftrag, den er an das ersterschaffene Menschenpaar im Blick auf die Erde und die Kreaturen unter ihm richtete: „Machet Euch die Erde untertan.“ ... „und dem Menschen als Bild Gottes ist Einblick gegeben in die innere Ordnung des Kosmos.“

Dieser Einblick ermögliche ihm, „seine Bestimmung als Mitarbeiter Gottes aufgrund der Erkenntnis der inneren Ordnungen des Kosmos zu erfüllen.“

Benz weiter: „Schließlich steht auch die technische Fortschrittsidee selbst und das eigentümliche Moment der Akzeleration der technischen Entwicklung in einem heute kaum mehr bewussten, aber sachlich und geistesgeschichtlich unbestreitbaren Zusammenhang mit der christlichen Endzeiterwartung und ihrer Vorstellung

von der Zielstrebigkeit der als Heilsgeschichte verstandenen Weltentwicklung. Die technische Fortschrittsidee ist eine Säkularisierungsform der christlichen Reich-Gottes-Erwartung und konnte sich nur im Gültigkeitsbereich eines ursprünglich einmal eschatologisch orientierten Geschichts- und Zeitbegriffs entfalten.“

Genau dieses Grundverständnis führt nach Löwith dazu, die Welt nicht etwa als etwas Heiliges, Göttliches anzusehen, dem mit Respekt zu begegnen sei, sondern lediglich als ein in mathematischen Gleichungen darstellbares Beziehungssystem von Energiequanten. Die daraus resultierende mangelnde Scheu erleichtert der modernen Naturwissenschaft damit den Umgang, sprich das Ausbeuten der Natur.

Nichts mehr zu spüren ist „von der heiligen Scheu vor jedem Eingriff in die Mächte der Natur, in den physischen Kosmos, den die Griechen, im Unterschied zu den Gemächten des Menschen, als etwas Göttliches empfanden.“

Es wird vielmehr gehandelt nach dem Prinzip des Francis Bacon, dass der Mensch die Natur durch Wissenschaft zu Verwandlungen zwingen müsse zum Zweck der Weltveränderung im Sinne einer angeblich fortschreitenden Verbesserung.

Und was können die Menschen seiner Utopia „Nova Atlantis“ nicht alles:

„Auf künstlichem Wege machen wir manche Tiere größer und schlanker, als sie es ihrer Natur nach sind, während wir andere in Zwergformen umwandeln und ihnen eine von der früheren verschiedene Gestalt geben. Wieder andere machen wir fruchtbarer und zeugungsfähiger als es ihrer Natur entspricht, andere dagegen unfruchtbar und zeugungsunfähig. ...“, so Bacon.

Löwith trifft sich in diesem Punkt mit Jonas, der in seinem „Prinzip Verantwortung“ schreibt: „sie, die Naturwissenschaft ... versagt uns gerade mit Entschiedenheit jedes theoretische Recht, über die Natur noch als etwas zu Achtendes zu denken – hat sie diese doch zu der Indifferenz von Notwendigkeit und Zufall reduziert und aller Würde von Zwecken entkleidet.“

Dass sich an diesem „Dilemma des Fortschritts“ etwas ändern sollte, so schreibt Löwith, sei nicht abzusehen „solange wir nicht unser gesamtes Verhältnis zur Welt, und damit zur Zeit, von

Grund aus revidieren, sondern mit der biblischen Schöpfungsgeschichte und den christlichen Begründern der modernen Naturwissenschaft voraussetzen, dass die Welt der Natur für den Menschen da ist.“

Der einzige Denker der Neuzeit, „der sich gegen diese Zerspaltung von Mensch und Natur und gegen die moderne Physik gewendet hat, ist Goethe gewesen“, so Löwith und er zitiert Goethe mit einem Brief an Zelter;

„Alles ... ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. ... Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann in diesem Zeitstrudel fortgerissen; Reichtum und Schnelligkeit ist es, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, ... Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in Mittelmäßigkeit zu verharren.“

Nun wäre Fortschritt an sich ja nichts Anstößiges, wenn alle zufrieden wären und ohne Ängste damit umzugehen verstünden.

Tatbestand ist aber doch, dass wir Menschen aufgrund von – gerade auch kriegsbedingten – Erfahrungen mit dem andauernden Fortschreiten speziell von Naturwissenschaft und Technik offenkundig Probleme haben.

Hans Jonas schreibt: „In dem Bilde, das der Mensch von sich selbst unterhält – der programmatischen Vorstellung, die sein aktuelles Sein so sehr bestimmt ... ist der Mensch jetzt immer mehr der Hersteller dessen, was er hergestellt hat, und der Tuer dessen, was er tun kann – und am meisten der Vorbereiter dessen, was er demnächst zu tun imstande sein wird. Doch wer ist „er“?“

Wohin schreiten wir also und wozu? Schreiten wir überhaupt aus eigenem Antrieb und eigener Entscheidungskompetenz? Oder hat sich „Fortschritt“, „Fortschreiten“ nicht längst verselbstständigt?

Diese Fragestellungen könnten vermuten lassen, dass Löwith auch einer der moralinsauren Technikkritiker oder der rückwärts-gewandten Sozialromantiker wäre.

Das liegt Löwith allerdings fern. Eine Verächtlichmachung technischer Entwicklungen findet man bei Löwith nicht. Er sieht durchaus die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Technik und

Medizin und es steht für ihn außer Frage, dass die Naturwissenschaft das Leben der zivilisierten Menschen geprägt hat und diese sie weder entbehren noch sich ihnen entziehen können.

Problematisch wird allerdings dieser Fortschritt seiner Meinung nach einerseits dann, wenn dieses Phänomen von interessierten Gruppen mit höheren Weihen versehen wird; wenn den Menschen aus ganz anderen Motiven vorgegaukelt wird, all diese Weiterentwicklung hätte einen höheren Sinn, diene einem höheren Zweck, irgendeinem „Endziel“.

Genau dies sei eben nicht der Fall. Fortschritt, technischer Fortschritt findet statt, ob wir wollen oder nicht. Er ist so zunächst anscheinend nicht aufzuhalten, aber jede Idealisierung, jede Überhöhung sei interessenbezogene Täuschung.

Andererseits wird zum Problem, „dass das Verlangen nach Fortschritt selbst progressiv wird“, so dass es weltweit, systemübergreifend „zu einer Art Wettlauf zwischen faktischen Fortschritten und dem progressiven Verlangen danach kommt“, so Löwith.

Der Fortschritt ist in sich selbst maßlos und unersättlich, denn je mehr erreicht wird, desto mehr wird gefordert und erstrebt.

Dies führt seiner Meinung nach zu einer „unheimlichen Koinkidenz von Fatalismus und Fortschrittswillen, die das Denken der Neuzeit und den Fortgang der Geschichte kennzeichnet: Der Fortschritt ist nun über uns verhängt, er ist uns zum Verhängnis geworden.“

Wie schrieb Lucrez in *De natura rerum*:

„... so müht sich das Menschengeschlecht umsonst immerfort ab und verzehrt in den wichtigsten Sorgen sein Leben. Denn es versteht nicht der Habgier Schranken zu setzen und die Grenze einzuhalten, bis zu der sich wahre Lust steigern kann. Dies ist, was mit der Zeit das Leben der Menschen aufs hohe Meer trieb und die mächtigen Wogen des Krieges erregte.“

Es gibt keinen pessimistischen Schlussakkord bei Löwith, eher nach einer nüchternen Bestandsaufnahme eine nüchterne Schlussfolgerung. Er schreibt:

„Fortschritt kann es allerdings nur geben in einem Zeitverständnis, das auf Zukunft ausgerichtet ist, in einer Zeit, die wesentlich Zukunft ist. In einer Zeit ohne Zukunft, in einer ewig kreisenden

Gegenwart, wie in der klassischen römischen Welt, sind Entwicklung und Fortschritt aufgehoben. Das moderne historische Bewusstsein ist aber dadurch ausgezeichnet, dass es – entgegen dem klassischen und wörtlichen Sinn von „Historie“ – ganz und gar aus der Zukunft lebt und darum in Furcht und Hoffnung; die Erwartung der Zukunft ist das Element, in dem der Wille zum Fortschritt schwimmt.“

Die entscheidende Frage gegenüber unserer „Besessenheit von der Zukunft“ wäre deshalb, ob die Zeit der Welt eine immerwährende oder ewige ist, im Unterschied zur endlichen des Menschen.

„... Nur wenn es so etwas wie eine immerwährende Weltzeit gibt, in der immer wieder Neues entsteht und Altes vergeht, würde auch der Fortschritt das unverhältnismäßige Gewicht verlieren, das er zur Zeit für uns hat, weil wir nichts Bleibendes kennen.“

#### **Weiterführende Literatur:**

*Karl Löwith, Weltgeschichte und Heilsgeschehen, Stuttgart, Berlin, Köln 1990*

*Ders., Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 Ein Bericht, Frankfurt/M. 1989*

*Ders., Der Mensch inmitten der Geschichte, Stuttgart, 1990*

*Arno Heinrich Meyer OSA, Die Frage des Menschen nach Gott und Welt inmitten seiner Geschichte im Werk Karl Löwiths, Würzburg, 1977*